

Ansprache bei der Entgegennahme des Uhland-Preises

Sehr geehrter Carl Herzog von Württemberg,
sehr geehrte Damen und Herren,

als in der Schule die Balladen Uhlands dran kamen, war mir der Name des Autors bereits vertraut. Nicht, daß in meinem Elternhaus eine Ausgabe seiner Werke gestanden hätte – meine Eltern waren keine Leser und ich lange auch nicht. Ich sammelte aber, von meinem Vater halb angesteckt, halb angehalten, Briefmarken – zunächst auch lädierte, die mir mein Vater überließ und an denen man nichts mehr verderben konnte. Wenn ich die philatelistisch wertlosen Stücke meiner Sammlung, die mein Vater nur „das Markenlazarett“ nannte, auch nach und nach durch ganze ersetzte, ging mir doch schon früh ihr Bildungswert auf; und sobald die bunten Papierchen den Weg von einer leeren Zigarrenschachtel in die Übersichtlichkeit eines ersten Albums gefunden hatten, fielen mir zwei Länderserien auf, von denen die eine in der badischen, die andere in der württembergisch-hohenzollerischen Besatzungszone galt. In der letzteren war *ein* Wert einem gewissen Uhland gewidmet; die Marke zeigte ein volles, leicht bäurisch wirkendes Gesicht, das von einem mageren Haarkranz abgeschlossen wurde und ein bisschen mißmutig dreinblickte. Ein Dichter sah aus diesem Porträt nicht unbedingt heraus; Schiller und Hölderlin dagegen, der erste idealischen, der andere leicht verhangenen Blicks, schienen mir schon aufgrund ihrer schulterlangen Haarpracht als solche kenntlich. Ihnen standen die höheren Werte in ein *edleres* Antlitz geschrieben. Zwar wurden Hölderlin nur 15 Pfennig zugestanden; dafür steigerte sich der gleich mehrfach vertretene Schiller von anfänglichen 12 Pfennig bis auf zwei Mark.

Dann gab es neben Uhland – ihm war der 50-Pfg.-Wert zugehört – noch eine Marke, die aus den Dichter- und Landschaftsmotiven der Serie herausstach. Sie trug das württembergische Wappen mit den Hirschstangen im Schild, die – das erkannte auch schon das Kind – das Gegenstück bildete zu unserem roten Balken auf gelbem Grund. Ich sage „unserem“, weil ich in Bad Dürkheim im badischen Schwarzwald geboren bin; doch obwohl mich die Landschaftsmotive der württembergischen Dauerserie nicht weniger heimatlich anmuteten als die badischen, hatte ich von Württemberg ein ganz anderes Bild. Das hing mit Schweningen zusammen, dem ersten Ort hinter der Grenze. Von unserer badischen Kreis- und Amtsstadt Villingen war es um Welten getrennt: hier die ackerbürgerliche Behäbigkeit der kleinen, sich selbst genügenden Beamtenstadt, in die das Zähringerkreuz Übersicht und Vertrautheit brachte; dort das molluskenhaft-strukturlose Industriedorf, das sich dem kindlichen Auge kaum erschloß und kein Ganzes ergab. Weder Fisch noch Fleisch, war es mit seinen stadtbeherrschenden Fabriken von einer gewissen bedrohlichen Fremdheit; und wie ein böses Menetekel wirkten auf den kindlichen Sinn die noch weit bis in die 50er Jahre hinein sichtbaren Tarnanstriche der Fabriken – das Kind ahnte dahinter eine entfesselte, zersetzende Dynamik. An diesem Eindruck änderte weder die Messe „Südwest stellt aus“ etwas, auf die ich mich jedes Jahr aufs Neue freute, noch das Kaufhaus Baro, wo ich mein erstes schmales Taschengeld hintrug. Schweningen war, mit einem Wort und um das schlimmste von einer Sache zu sagen, *anders*, was in diesem Fall dreierlei bedeutete: es war erstens protestantisch, zweitens prole-

tarisch (das Wort kannte ich natürlich noch nicht), und es war, was nur eine logische Folge aus diesen beiden Zuständen sein konnte, württembergisch. Wenn Württemberg schon so *anfang*, wie musste es sich dann erst auf die Länge ausnehmen! Auch schien mir fraglos, daß die drei Wörter eine Einheit bildeten, daß eins für das andere stand. Hatten denn nicht selbst die Fabriken, wenn man genau hinsah, etwas Protestantisches? Jedenfalls schlugen sich diese Eindrücke schwer prestigemindernd nieder und ließen mein Bild vom Nachbarn nicht unberührt. Ganz Württemberg sozusagen ein einziges, großes Schweningen.

Nein – in Wirklichkeit wusste ich es *damals* schon besser. Württemberg kehrte nämlich mit seiner Kultur jedes Jahr ein paarmal bei uns daheim ein – und seine Sendboten waren zwei Stuttgarter Familien mit den schönen Namen Eisele und Kaiser. Eiseles – ein altes Fabrikanten-Ehepaar – mußte wohl aus gesundheitlichen Gründen auf Dürnheim gekommen sein, das sich, worauf ich lange stolz sein zu dürfen glaubte, auf Briefstempeln und Prospekten als „Europas höchstgelegenes Solbad“ anpries. Dort hatten Eiseles ein schönes, repräsentatives Mehrfamilienhaus gebaut und sich darin einen Stock reserviert; parterre wohnten wir in Miete, und ganz oben Kaisers, d. h. die Tochter mit Familie. Die Fabrik der Eiseles lag in der Stuttgarter Neckarstraße und ich bilde mir bis heute ein, daß die Maschinen für Metzgereibedarf, die dort hergestellt wurden, viel zu solide waren, als daß sie je hätten ersetzt oder auch nur nachgerüstet werden müssen. Jedenfalls hatte die Fabrik ihre besseren Tage wohl bereits hinter sich; ihre Besitzer aber waren für mich, wie immer die Zuschreibungen von Schwaben sonst auch lauten mögen, die schönste Verkörperung kinderfreundlichen Gewährenlassens und die personifizierte Generosität. Vielleicht muß man Leuten, die erst 40 und drunter sind, heute sagen, was es Anfang der 50er Jahre hieß, Köstlichkeiten geschenkt zu bekommen wie Katzensungen, neueste Ravensburger Spiele oder auch Kinderbücher. Die trugen einen Verlagsnamen, den man sein Leben lang nicht mehr vergaß – nämlich Ensslin & Laiblin –, und in die Innenseiten der Umschlagdeckel

waren vorn oder hinten individuell gestaltete Buchmarken eingeklebt, denen man entnehmen konnte, wo das Buch gekauft worden war. Es mag lächerlich klingen – aber auch so können erste Begegnungen mit Buchkultur aussehen. Doch was immer Eiseles mir mitbrachten: es bedürfte schon der Kunst eines Fritz Alexander Kauffmann, um wie er in seiner wunderbaren Kindheitschronik „Leonhard“ die geradezu magische Wirkung dieser Geschenke adäquat zu beschreiben. Und wenn Herr Kaiser sein Kabrio mit den Kindern der halben Straße vollpackte, um mit uns in bester Urlaubslaune an den Rheinfluss zu fahren, kehrte man aus dem Reich von Toblerone und Ovomaltine im Bewusstsein zurück, in einem Land gewesen zu sein, das nicht von dieser Welt war – wie denn bereits jenes Kabrio bereits ans Unwirkliche grenzte.

Doch zu welchem Ende betreibt man solche Bohrungen in der Frühgeschichte seiner eigenen Biographie? Sie werden sich längst gefragt haben: Worauf will der bloß raus, warum erzählt er uns das alles? Vielleicht hat er sich gedacht, dem ersten nicht-schwäbischen Träger dieses Preises stünden solche launigen Kindheitsreminiszenzen zu. Aber muß er deshalb das Problem kultureller Differenz in seiner biedersten Variante aufkochen, den Bestand obsoleter badisch-württembergischer Vorbehalte um seine privaten Sottisen bereichern?

Naja, vielleicht hätte ich doch besser von Anfang an richtig geknöpft, statt mich jetzt zu wundern, daß es unten nicht aufgeht. Um es kurz zu machen: eigentlich wollte ich nur den Bogen kriegen zu dem „schwäbischen Mundartdichter“, als den mich der Text auf der Einladungskarte zu dieser Preisverleihung vorstellt. Ich habe die Bezeichnung „schwäbisch“ zwar ein bisschen im Verdacht, daß sie mich Ihnen als halbwegs würdigen Preisträger schmackhaft machen soll; gegen das Wort selbst habe ich nicht das Geringste einzuwenden. Gemeinhin werde ich zwar eher mit dem Begriff „alemannisch“ belegt, doch die enge Verwandtschaft zwischen beiden kann jeder Kultur- und Sprachwissenschaftler bestätigen. Nicht das „schwäbisch“ also, wohl aber der „Dialekt*dichter*“ kommt mir ein wenig kommentierungsbedürftig vor. Mein Freund

Bruno Epple, der dem ersten von insgesamt vier Mundartbändchen ein Briefnachwort beigegeben hat, schrieb damals:

„Lieber Manfred Bosch,

als ich Deine Texte gelesen hatte, dachte ich: Der hat ein Tonband aufgestellt und die Leute reden lassen. Und meine Schüler, die sie mit großer Begierde angehört hatten, sagten spontan: Genau so reden sie, die Eltern, der Opa, die Erwachsenen ...“

Das trafs. Ich hatte mich der Sprache meiner Kindheit entonnen; sie war es, die ich benutzte, weil sie mir im Laufe meines Erwachsenwerdens abhanden kam und sich irgendwann literarisch zurückmeldete. Als eigentliche Ausdrucksmöglichkeit jedoch, wie man es bei einem „Dichter“ ja wohl voraussetzen müsste, taugte sie mir nie; ich habe im Dialekt eher dokumentiert, konfrontiert, montiert, in den Zusammenhang gestellt und Sprache „ausgestellt“.

Doch wie ich literarisch nicht bei der Sprache meiner Kindheit begonnen hatte, gab ich sie alsbald auch wieder auf – nach vier Bändchen hatte sich meine Dialektkompetenz erschöpft, die ich literarisch ohnehin nie stark ausgebaut hatte: für mich war Dialekt eine „Nebenbeschäftigung“ auf Zeit, die sich die Konkurrenz regionaler Zeitgeschichte und alsbald auch regionaler Literaturgeschichte gefallen lassen musste. Dieser widme ich mich nun seit zweieinhalb Jahrzehnten, und wie es aussieht, werde ich von ihr wohl auch nicht mehr lassen.

Meine Damen und Herren,

ob *ich* im Zeichen Uhlands auszuzeichnen sei, davon muss ich – zu meinem Glück – nicht überzeugt sein. Doch ich befinde mich in der dankbaren Lage, mich hinter diejenigen stellen zu können, an die ich nun schon ein halbes Autorenleben Interesse, Zeit und Arbeit wende. Es waren fast immer Figuren, deren langes Vergessensein angesichts fragwürdiger historischer Kontinuitäten etwas Skandalöses und Provozierendes hat. Kaum eine von ihnen stand je auf der Sonnenseite, und zu sagen, sie seien vom Glück eher aufs Pflichtteil gesetzt worden, wäre eine heillose Übertreibung. Doch Ausgrenzung, Vertreibung und Not müssen

hier nicht noch einmal anhand von Namen belegt werden, die Herr Bausinger in seiner Laudatio bereits genannt hat. Eins aber kann ich mir doch nicht verkneifen: das Bekenntnis schöner Genugtuung jedes Mal dann, wenn – etwa mit einem neu aufgelegten Buch – an seinem Autor ein kleines Stück ausgleichender Gerechtigkeit bewirkt werden konnte. Und vielleicht darf ich *noch* ein persönliches Wort anfügen: wenn ich auch kein sogenannt schöngeistiger Schriftsteller bin, so grabe doch auch ich mich – im Sinne Martin Walsers – mit Hilfe solcher Editionsarbeiten um. Ja, ich möchte noch weitergehen und sagen: nicht nur Schreiben ist eine Möglichkeit, die Welt auszuhalten, auch längst fällige Korrekturen am kulturellen und literarischen Gedächtnis können es sein.

Das kann darin bestehen, daß man einen Autor aus dem Status des bloßen Trabanten berühmterer Zeitgenossen befreit, wie im Fall Max Barth; das kann im manchmal schier aussichtslos erscheinenden Windmühlkampf gegen ein präformiertes Bild bestehen, das vom Judentum nur Ghetto und Assimilation kennen möchte und das *Land*judentum südwestdeutscher Prägung, wie Jacob Picard es literarisch überliefert hat, fast stets übergeht; das reicht von der Karteikarte mit ersten zufälligen Eintragungen, die nach langen Jahren endlich zum Ziel führen – im Falle Käthe Vordtriedes zu einer faszinierenden Briefedition; das meint auch den Ehrgeiz, der sich mit einer Eintragung wie „Biographie nicht bekannt“ in Paul Raabes höchst verdienstlichem „Handbuch des literarischen Expressionismus“ nicht zufrieden gibt, sodaß am Ende mit Hilfe unglaublicher Zufälle der Mannheimer Moritz Lederer wieder zu einer greifbaren Gestalt des Theaters der Weimarer Republik werden kann; und das umfasst Bekanntschaften und Freundschaften wie die zu Agathe Kunze, die mir über Jahre hinweg den Kreis um Erich Schairer, seine „Sonntags-Zeitung“ und deren Mitarbeiterstamm aufgeschlossen hat. Für sie und alle anderen Autoren habe ich bei Umland einen Vers gefunden, der sich für eine gemeinsame Kennzeichnung eignet, sofern man ihn nur seiner zeitgebundenen Metaphorik entkleidet. Er lautet:

„Freiheit heißt nun meine Fee
Und mein Ritter heißet Recht“

Meine Damen und Herren,

es ist Zeit, zum Dank zu kommen. Dank zunächst Ihnen, meine Damen und Herren von der Jury, daß sie mir diesen Preis zuerkannt haben – und zwar „einfach so“. „Einfach so?“ – das waren, mit einem Fragezeichen versehen, die Worte meiner Briefträgerin, die von dem Preis in der Zeitung gelesen hatte. Daß sie mir Herrn Halub zur Seite gestellt haben, dem ich auch von dieser Stelle aus herzlich gratulieren möchte, darüber freue ich mich. Sein Land und dessen Freiheitskampf haben ja bereits zu Zeiten Uhlands hier im Südwesten besondere Sympathien genossen. Mein herzlicher Dank gilt sodann Herrn Professor Bausinger für seine Kartierungs- und Vermessungsarbeiten in einem Bosch-Areal, das für diesmal weniger *in als um Stuttgart herum* lag.

Mein eigentlicher Dank jedoch gilt Ihnen, sehr geehrter Herzog Carl von Württemberg. Ich sehe den von Ihnen gestifteten Preis in einer schönen Tradition mäzenatischer Politik, deren sich manche deutsche Mittelstaaten, Württemberg und Baden voran, befleißigt haben, weil sie für machtpolitische Spielchen

zum Glück zu klein waren und im 19. Jahrhundert ihre Profilierungschancen in der Kultur erkannten. Und daß Sie Ihren Preis nach Uhland benannt haben, erscheint mir umso bemerkenswerter, als noch einer Ihrer Vorfahren, König Karl, der Einweihung des Tübinger Uhlanddenkmals im Jahre 1873 unter einem Vorwand ferngeblieben war, weil ihm der demokratische Dichter nicht besonders grün war. Was mich selbst betrifft, so wird Ihr Preis, wenn ich einmal aus dem Leim gehe und mein Autorenleben überdenke, zu der Einsicht beitragen, daß es in diesem Beruf nicht nur „viel Steine“, sondern auch „Brot“ gegeben hat. Menschen- und kunstfreundlicher läßt sich die Zeile aus dem „Kaiser Rotbart lobesam“ kaum zurechtrücken.

Anschrift des Autors:
Manfred Bosch
Dinkelbergstraße 2b
79540 Lörrach